

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 16 (1933)
Heft: 4

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

John M. Robertson ist im 4. November 1856 auf der schottischen Insel Arran im Golf von Clyde geboren. Seine Schulzeit ging schon 1869, also in seinem 13. Jahre zu Ende. Aber von früh auf zog es ihn von seiner einsamen Heiminsel weg nach der schönen Stadt Edingburgh. Er wollte ein Mann der Feder werden, und schon mit zwanzig Jahren hatte er es auch so weit gebracht, dass er in der Redaktion der Edinburger *«Evening News»* den Posten eines Mitredaktors übernehmen konnte (1876). Acht Jahre später, 1884, siedelte er nach London über, um sehr bald in der Leitung der von Charles Bradlaugh gegründeten freigeistigen Zeitschrift *«National Reformer»**) des unermüdbaren Agitators rechte Hand zu werden. Als am 30. Januar 1891 Bradlaugh starb, vermochte Robertson den *«National Reformer»* bloss noch zwei weitere Jahre hindurchzuhalten, jedoch 1893 ging das Blatt ein, dem bereits 1881 gegründeten *«Freethinker»*, dem bis auf den heutigen Tag als Wochenblatt erscheinenden Organ der Britischen Freidenker-Gesellschaft den Platz einräumend. Aber der Unermüdbliche machte hierauf dennoch einen letzten Versuch und gründete die *«Free Review»*, jedoch binnen kurzem musste er auch sie aufgeben, die nunmehr von andern im Gewande eines *«University Magazine»* herausgegeben wurde.

Von nun an widmete sich Robertson ausschliesslich seinen Untersuchungen, und seine Pamphlete und Flugschriften und ganz besonders seine grösseren Werke über soziale, politische, literarische, religiöse und ökonomische Fragen machten ihn bald zum berühmten Mann.

Zieht man in Betracht, dass Robertson bloss bis zum dreizehnten Jahre in die Schule hatte gehen können, so flösst einem sein Schaffenstrieb und seine Hingabe, womit es ihm trotz alledem gelang, in alle jene Bereiche zuerst mit Verständnis einzudringen und später sogar darin massgebende Urteilskraft zu erreichen und weit über die Grenzen seines Vaterlandes den Ruf hoher Autorität zu geniessen, Respekt ein.

Man lasse mich hier nur z. B. bezüglich eines einzigen seiner so verschiedenartigen Objekte, die er mit so unvergleichlichem Talent zu behandeln verstand, ein Wort Chapman Cohens zitieren, des Präsidenten der Britischen Freidenker-Gesellschaft (N. S. S.) und Redaktor des Londoner *«Freethinker»*, der Robertson viele Jahre hindurch persönlich nahe gestanden hat: «Ich bin nicht instande, den Wert der vielen Bände, die Robertson allein über Shakespeare erschaffen hat, genau zu schätzen, aber ich habe auf sie bezügliche Aussagen von anerkannten Shakespeare-Kritikern vernommen, die sie für ein eingehendes Studium unentbehrlich hinstellen. Gewiss entfalten sie selbst für einen so casuellen

*) Diese Zeitschrift ist wohl als das erste Freidenkerblatt in Europa zu betrachten. K. E. P.

Feuilleton.

Literatur.

HANS OTTO HENEL: *«Kellnerin Molly»*. Fackelreiter-Verlag, Berlin W 15. Geb. Mk. 2.80.

Dieses trefflich geschriebene Buch ist ein Spiegelbild der Verhältnisse im heutigen Deutschland, ein Spiegelbild, das, obschon es bewusst die unschönsten Seiten des Lebens reflektiert (oder wohl gerade deshalb) und in einer Härte, Schärfe und Deutlichkeit, die ihresgleichen sucht, doch stets wahr ist. Das Schicksal der armen Male, die ohne eigene Schuld, nur durch die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse in die tiefsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft gestossen wird, ergreift und klagt an. Aber nie kommt dem Leser dieser seltsame und wirre Lebensweg der von der sog. Gesellschaft verstossenen *«Kellnerin Molly»* rätselhaft und gesucht vor, immer ist er bedingt durch die direkt unmöglichen sozialen Verhältnisse, die der Autor mit zielsicherer Feder eindringlich schildert. Wenn Male überlegend die Vermutung ausspricht: «Viel leicht sind die Gesetze nur so streng, weil die Richter nicht wissen, wie die armen Leute leben müssen», so sind damit die sozialen Gegensätze im heutigen Deutschland trefflich charakterisiert.

Der bei der Lektüre wohl oft erstaunte Schweizer Leser wird deutlich inne, wie grundverschieden die Verhältnisse in unserer doch oft auch nur scheinbar demokratischen Schweiz sind von den-

Leser wie mich eine so tiefe Kenntnis Elisabethischer Literatur, eine solche Macht von Kritizismus und eine so hohe schriftstellerische Urteilsbefähigung, dass allein diese Bände schon dem Autor einen unsterblichen Ruf verleihen. Mir ist kein Mensch bekannt, der einen so weiten Wirkungskreis beherrschte, und recht wenige mögen irgendwelchen der von ihm behandelten Gegenstände in hervorragender Weise gehandhabt haben.»

Seine Gesinnungsfreunde und Bewunderer werden wohl zu einem guten Teil daran beteiligt gewesen sein, in Robertson den Sinn für eine politische Karriere zu wecken. Nach zwei misslungenen Versuchen, ins Parlament gewählt zu werden, gelang ihm dennoch 1906 die Wahl zum Mitglied des Unterhauses, in welchem letzterem er von Anbeginn eine markante Persönlichkeit ward. 1911 kam sodann seine Ernennung zum Unterstaatssekretär für Handel und Industrie, welchen hohen Posten er bis zur Bildung der Koalitionsregierung von 1915 beibehielt, wonach er zum Mitglied des königl. Privatsrats erhoben wurde.

Wie alle führenden Freidenker, hat Robertson als Pionier viele Pfade mutig zuerst betreten, die andere später mit weniger Mühe beschreiten werden.

Robertsons Stil wäre anziehender, hätte er es über sich gebracht, etwa einmal den Kritikern fallen zu lassen und dem Exponenten das Wort zu erteilen. Nichtsdestoweniger weist sein Riesenwerk manche Perle schönster Redewendung auf. Zum Schlusse sei hier eine Stilprobe noch beigelegt, die auch Zeugnis gibt von des grossen Freidenkers Gemütsstärke und Mitgefühl.

«— Wenn für menschliche Wesen als Menschenopfer zu sterben die höchste menschliche Achtung verdient, dann sind die wirklichen Christusse der Welt nicht in Einheiten aufzuzählen, sondern in Millionenheiten.

Jedes bewohnte Land auf der Erdkugel hat ganze Zeitalter hindurch ihr jahraus, jahrein vergossenes Blut getrunken. . . Von jenen armen Opfern einer wahnsinnigen Religion war die weitaus grösste Mehrzahl 'unschuldig', selbst dem Gesetzbuche nach, das sie hinpfer und die übrigen, nachdem ein Vergleich mit jenen gezogen, die sie hingeschlachtet haben, — wer soll sie nun 'schuldig' sprechen?

Was dem fabelhaften Jesus der christlichen Evangelien allein zugesprochen wird, das haben unzählige Männer und Weiber getan, Millionen Male. Die haben wirklich ihr Leben für die Sünden der Vielheit hingegeben und dieweil ein imaginäres Opfer zum Vorwande für eine historische Religion gegolten hat, verblieb man der tatsächlichen Opfer uneingedenk, ausser als Infinitesimale in den Annalen der Anthropologie. Zwanzig Literaturen verkünden mit laut erhobener Stimme die Mythe und Bäche von Tränen sind bei deren Erzählung vergossen worden, wo hingegen die monstruöse und unauslöschliche Wahrheit im Forscher höchstens einen Schauer weckt, wenn sein empfängliches Erkenntnisvermögen für ihn in Momenten zu einem lötzlichen Aufleuchten durch die unermessliche Fernsicht einer Menschheitsvergangenheit wird. —»

jenigen in unserer grossen Schwester-«Republik», der ausser dem Namen nichts Demokratisches mehr geblieben ist.

Auch weltanschaulich steht das Buch unserm Innern nahe, ist doch sein Verfasser der Redaktor des *«Soz. Freidenkers»*. Da der Preis für jeden der noch Verdienst hat, erschwinglich ist, sei jedem Freidenker die Anschaffung von Henels *«Kellnerin Molly»* warm empfohlen. R. St.

* * *

VINCENTE BLASCO IBNEZ: *«Die Scholle»*. Büchergilde Gutenberg, Zürich, Morgartenstrasse 13. Geb. Fr. 4.—

Wer kennt ihn nicht, den in der ganzen Welt gelesenen spanischen Schriftsteller Ibañez, dessen fünfjähriger Todestag kürzlich in Menton feierlich begangen wurde? Er war einer der mutigsten Vorkämpfer für die spanische Republik. Für die Befreiung seines Volkes hat er gekämpft und gelitten wie kaum einer. Mit einem Pamphlet gegen den heutigen Ex-König Alfons XIII., das einen Riesenerfolg von über zwei Millionen Exemplaren hatte, bewies er einen ungewöhnlichen Mut. Dass ein Schriftsteller, der immer und immer wieder für die Unterdrückten einstand, dem reaktionären Diktator Primo de Rivera unbequem war, ist begreiflich und damit auch seine Verbannung aus dem Lande, für dessen Befreiung er so mutig agitierte, weil er es so glühend liebte.

Im Gegensatz zu andern Grossen der Weltliteratur, erscheinen bei Ibañez seine Erstlingsromane künstlerisch und inhaltlich am gehaltvollsten. Zu diesen gehört auch der oben erwähnte Roman *«Die Scholle»*. Die Scholle stammt, wie der Dichter in seinem Vor-

Ich schliesse diesen Nachruf mit den Worten Chapman Cohens:

Wir wollen Robertson's Namen preisen als einen derer, die, selbst bei gegenteiliger Meinung, der Welt die schätzenswerte Lektion aufzunützen verstanden, dass man den Tatsachen ins Antlitz blicken muss und die auf diese Weise sogar aus den Verirrungen und dem Aberglauben Faktoren für eine aufwärtsstrebende Entwicklung zu entnehmen wussten.

Zum Basler Schulgebet-Streit.

Vor einigen Wochen verfügte das Erziehungsdepartement von Basel als natürliche Auswirkung der Trennung von Staat und Kirche die Unterlassung des Schulgebets und des Singens von Chorälen an den öffentlichen Schulen. Dieser Beschluss wurde von dem aus allen Parteien zusammengesetzten Erziehungsrat einstimmig (mit einer Stimmenthaltung des Katholiken) gefasst und von dem mehrheitlich bürgerlichen Regierungsrat sanktioniert. Dabei erklärte der Chef des Justizdepartements, Regierungsrat Dr. Imhof, Mitglied der äussersten Rechten der liberal-konservativen Partei, dass vom juristischen Standpunkt aus das Gebet als religiöse Kulthandlung an der neutralen Staatsschule keine Berechtigung habe, und auch die Katholiken äusserten sich in früheren Eingaben wiederholt dahin, dass das Singen von Chorälen die Katholiken in ihren religiösen Gefühlen verletze.

Dessenungeachtet erhob sich von kirchlicher Seite sogleich heftiger Widerspruch gegen diese Verfügung, und das Organ der Bürger- und Gewerbpartei, die Basler Zeitung, witterte sogleich eine politische Angriffsmöglichkeit gegen den sozialdemokratischen Chef des Erziehungsdepartements. Zusammen mit dem Vertreter der evangelischen Volkspartei interpellierte deren Vertreter im Grossen Rat gegen die Angriffe auf die «Glaubens- und Gewissensfreiheit», und die Gegner der Staatsschule sprachen dieser durch Jahrzehnte erkämpften politisch und religiös unabhängigen Schule alle Erziehungsfähigkeiten ab. Sobald die Katholiken ihre Position für die konfessionelle Schule gegen die Staatsschule gestärkt sahen, griffen auch sie aktiv für (evangelisches) Schulgebet und Choralgesang ein. (Siehe Arbeiterzeitung Nr. 20: «Sie haben sich gefunden».) Die kirchlichen Behörden aller Schattierungen organisierten Veranstaltungen und Kundgebungen, deren Entschliessungen dem Erziehungsrat im Sinne einer Wiedererwägung der Beschlüsse zugestellt wurden. Auch eine Unterschriftensammlung von Frauen und Männern, die für das Schulgebet eintreten, wird gegenwärtig vorgenommen und soll dem Erziehungsrat zugestellt werden.

Die Stellung der politischen Parteien zur Schulgebetsfrage

wort selbst erzählt, aus der uneigennützigsten Epoche seines Lebens, aus der Zeit, da er unter grossen Entbehrungen in Valencia die Zeitung «El Pueblo» (das Volk) herausgab. Dieser eigene schwere Kampf ums Allernötigste was zum Leben gehört spiegelt sich wieder in seinem dichterischen Schaffen. Nur wer selber trotz grösstem Arbeitswillen hungern musste, kann sich so hineinfühlen in erdichtete Gestalten, und dem Leser so statt eines Berichtes ein Erlebnis schenken. Dieses Erlebnis spielt sich in der Huerta, einer künstlich bewässerten Landschaft nahe bei Valencia ab. Diese Landschaft und die in ihr lebenden Menschen bilden ein harmonisches Ganzes und keiner scheint berufener zu sein uns beide, Landschaft und Bewohner, menschlich und dichterisch nahe zu bringen als Ibañez in seinem Roman «Die Scholle».

R. St.

Vermischtes.

Das verschämte Geschenk.

Von David Luschnat.

«Von Gott aus betrachtet ist der Mensch eine Krankheit. Aber was ist Gott vom Menschen aus betrachtet? Eine Notwendigkeit? Ein Feind? Oder ein Nahrungsmittel? — Der Mensch kommt sich selbst mit unermüdlicher Zärtlichkeit entgegen, als sei das Weltall in ihm vollkommen geworden. Seinen Gott liebt er fast ebenso sehr wie sich selbst. Meist aber etwas weniger. Und wenn er sich auch mit ganzer Inbrunst ihm zuwendet, so will er immer noch etwas dafür haben. Belohnung oder mindestens Lob für seine ausser-

ist folgende: Die Fraktion der katholisch-konservativen Partei nimmt geschlossen Stellung für das Schulgebet, während die Radikal-Demokraten und Liberal-Demokraten in ihren Publikationsorganen beide Auffassungen zum Worte kommen lassen. (Siehe Basler Nachrichten Nr. 21 Dr. Ernst Hässler: «Gegen das fakultative Schulgebet».) Die sozialdemokratische Partei hat nicht nur zur kulturellen Frage Stellung zu nehmen, sondern muss auch ihren Parteigenossen Regierungsrat Dr. Hauser vor der nun ins politische Fahrwasser geleiteten Gegenaktion verteidigen.

Die freigeistige Vereinigung wird in Eingaben und Versammlungen der Gegner immer wieder als Urheber der Verfügung, die soviel Staub aufgeworfen hat, genannt, obschon unsere Eingabe, die ein Pfarrer in seinem nun gedruckt vorliegenden Referat wiedergibt, mehr als zehn Jahre zurückliegt. (Wir forderten damals: Streichung des Choralgesangs im Pensum der öffentlichen Schulen, Ausmerzung religiöser Lesestücke aus den Schulbüchern, Auslassung des Gebets im Unterricht etc.) Es ist gewiss nicht zu früh, wenn endlich heute die Behörden versuchen, klaren Gesetzesbestimmungen (Trennung von Staat und Kirche) Nachachtung zu verschaffen.

Wir sind gespannt auf den Ausgang dieses grossaufgezwungen und nun politischen Kampfes und werden die Leser des «Freidenker» über dessen Verlauf auf dem Laufenden halten.

Vorderhand besteht die Verfügung des Schulgebet-Verbots zu Recht.

Einige Pressestimmen

mögen noch die oben wiedergegebene allgemeine Schilderung des für uns Freidenker äusserst wichtigen Kampfes um die freie Schule ergänzen und vertiefen:

«Sie haben sich wieder einmal gefunden, die sich sonst lieber Gift geben könnten: Die Protestanten und die Katholiken,» heisst es in der Arbeiter-Zeitung Nr. 20, «alle möglichen Ladenhüter tauchten auf und wurden der Lehrerschaft serviert. Aber im Grunde genommen geht es ja diesen Heuchlern nicht um das Schulgebet, sondern darum, ob es gelingt, dem fortschrittlichen Erziehungsminister eins auszuwischen. Wenn man so an seine Lehrer zurückdenkt, die einem in der Primar- wie in der Realschule unterrichtet haben, so könnte man bei manchem das Lächeln nicht unterdrücken, wenn man daran denken würde, dass je einmal einer der Stunde mit beten angefangen hätte. Denn schimpfen, fluchen und beten, das scheint auch einem Gottlosen etwas Unmögliches zu sein. Wenn ich den Wortführer der Bürgerpartei, der Reallehrer ist, (und der in der Schule nicht betete. Red.) vor mir sehe, wie er im Hofe der Realschule wettete und fluchte, wie er die Schüler wegen jedem Mist gehörig ansurte, dass ihnen Angst und Bange wurde, so bin ich überzeugt, dass er in dieser ganzen Betgeschichte als Mittel zum Zweck benutzt wird.»

gewöhnliche Zuneigung. — Ist es aber möglich, dass Gott seine eigene Krankheit lobt?»

Bei diesem Satz hörte der langbärtige Weisheitsfreund auf zu schreiben. Es schien ihm, als ob das vielleicht der Fall sein könne, aber er mochte da nicht weiter vordringen. Er wickelte seine Hände, die kalt waren vom Schreiben, in den Bart und schloss die Augen.

Da sah er im Halbtraum jemand, der etwas in der Hand hielt, das er ihm geben wollte. «Du bist stets ein guter Soldat gewesen,» hörte er, «hast dich mit allerlei Geistern herumgeschlagen. Weil du tapfer warst und nie bequeme Wege suchtest, will ich dir etwas schenken.»

Nach einer Weile hörte er wieder: «Du fragst gar nicht, was ich dir schenken will? Bist du nicht neugierig?»

Wieder nach einer Weile: «Ich will dir Gott schenken! Nimm!» Der Weisheitsfreund schüttelte den Kopf: «Ich nehme nichts geschenkt. Wer weiss, woher du den Gott da gestohlen hast.»

* * *

Ausgerechnet

am 24. Dezember, der als Heiliger Abend zu Ende geht, und ausgerechnet auf der Reise nach Konnersreuth, starb kürzlich der «Kathole» Hermann Rothschild im Alter von erst 32 Jahren. Herr Hermann Rothschild hatte vor einigen Jahren durch die besonderen Umstände seiner Bekehrung zum Christentum grosses Aufsehen erregt: bei einer Besichtigung des Konnersreuther «Reslarmders»

«Es ist klar, dass dieser Kampf nicht geführt wird in erster Linie im Interesse der Wiedereinführung des Schulgebets,» steht u. a. in der Arbeiter-Zeitung Nr. 24. «Nein, man will einmal den Boden ebnen für eine vom Staat bezahlte konfessionelle Schule und dann das stärkste Bollwerk der freien Staatsschule, den sozialdemokratischen Vorsteher des Erziehungsdepartements, treffen.

Viele, die nicht einverstanden waren mit unserem modernen Schulbetrieb, der unsern Kindern, wenn er auch hohe Anforderungen an ihre Pflichttreue stellt, mehr Sonne auf ihren Weg gibt, die sich aber bis jetzt feige in ihrem Schlupfwinkel zurückgezogen haben, wittern Morgenluft, blähen sich und bellen mit.»

Einer, den die Leser des «Freidenker» alle kennen, äussert sich zur Schulgebetsfrage in der National-Zeitung vom 24. Januar folgendermassen:

Das Schulgebet. (Von einem Siebzigjährigen.) Ich bin wie der Präsident des Evang. Kirchenrates in den Jahren 1867 bis 1869 in die «Gemeindeschule» gegangen (so nannte man damals die Volksschule in Basel). Damals aber, obwohl gerade die Blütezeit des Basler Muckertums angebrochen war, kannte man in der Gemeindeschule das «Schulgebet» nicht; auch ergingen sich Schüler oder Schülerinnen noch nicht in Misstönen von «Chorälen» weder beim Beginn noch beim Schluss des Unterrichtes. Dazu waren die Religionsunterrichtsstunden bei den Pfarrern (gewöhnlich in deren Haus) da. Also muss das Schulgebet neueren Datums sein. Handmann und ich waren im Human-Gymnasium in derselben Klasse, er soll sagen, ob da gebetet wurde. Man lernte in der Gemeindeschule das A B C und das Einmaleins, aber nicht das Beten.

Wir sind heute beide über 70jährige Greise, haben zwar entgegengesetzte Weltanschauungen, aber wir sind beide brave alte Herren, trotzdem zu unserer Zeit in der Volksschule nicht gebetet wurde — wer weiss, vielleicht gerade darum. — Er ist Pfarrer, ich Schriftsteller.

Wer ein sachlich einwandfreies Urteil von einem *Nicht-Christen* vernehmen will, der lese den Artikel von Dr. Ernst Haenssler, «Gegen das fakultative Schulgebet», in den Basler Nachrichten Nr. 21, den wir leider aus Rummangel nicht publizieren können.

Nicht einverstanden.

Kürzlich sprach in Ebnat auf Veranlassung der Arbeiter-Union Ebnat-Kappel, Pfarrer Roggwiller (ev.) von Kappel in öffentlicher Versammlung über das Thema «Die Kirche und die Friedensbestrebungen (Zivildienst).» — Der Referent entwarf ein schauriges Bild über den Weltkrieg 1914—18. Solche Erinnerungen können bei jüngern Generationen besonders nützlich sein und dem Referenten gehört zweifellos eine Ehrenmeldung, dass er in Lichtenstein, im Aargau und Bündnerland in angestrengtem Zivildienst schwitzte bei Schaufel und Bickel und

Rollbahn. Das ist Dienst an der Menschheit im angenehmen Gegensatz zu jeder zerstörenden kriegerischen Handlung aus dem Weltkrieg. Das Wertvollste, was Pfr. R. in seinem Referate betonte, war darum wohl der Hinweis auf den internationalen Zivildienst, wie er seit Jahren bereits da und dort schon praktiziert wurde als dem *Dienst an der Menschheit ohne Geldentschädigung*. Das wollen auch wir Freidenker festhalten und es freut uns, dass auch Freidenker Zivildienst geleistet haben. Etwas sagte Pfr. R. in seinem Vortrag, mit dem wir *nicht* einverstanden sein können. In seiner wohl angebrachten Kritik über die Tatsache, dass im Weltkrieg jede der an ihm beteiligten Nationen Gott um den Sieg gebeten habe, meinte er, dass solchs Beten besser unterlassen würde und mit: «Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!» ersetzt würde. — Was muss denn eigentlich noch geschehen, bis überall eingesehen wird, dass kein Gott uns den Sieg und Frieden vermittelt, ob die Menschen so oder anders beten. An uns selbst, sowohl an der Gesellschaft als auch am Einzelnen liegt es, dahin zu wirken, dass Kriege überhaupt nicht mehr vorkommen. Nur die Menschheit selbst kann den Frieden schaffen. Es liegt etwas Verwerfliches in der Denkungsart, die sich dem Wahne hingibt, man könne auch nur den kleinsten Teil seiner Obliegenheiten einem Gotte überlassen. Das ist Sand in unsere Augen! Wenn Pazifisten dem Volk Gott als Friedensvermittler oder auch nur als Siegverleiher in Erinnerung bringen, so wirft das immer einen Schatten auf ihre sonst so hoch zu schätzende Friedensarbeit. Gottesglaube öffnet dem Aberglauben alle Tore und solange Aberglaube sich breit macht, ist die Menschheit unfähig, Kriege zu verhindern. Unverständlich ist es darum auch, dass an dieser Versammlung eine Resolution fast einmütige Annahme fand, die in ihrem ersten Teil folgenden Wortlaut hatte: «Jeder Krieg ist Sünde gegen Gott und Brüder.» Im Sinne der modernen Arbeiterbewegung liegt diese Resolution sicher nicht. Wenn laut Raterteilung des Referenten gebetet werden soll, «nicht mein, sondern dein Wille (Gottes Wille) geschehe», so wäre anzunehmen, dass Gott ist und einen Willen habe, den er in der Tat umsetzen könne. Warum hat aber Gott nicht nur keiner Nation einen wirklichen Sieg verliehen, sondern überhaupt den Weltkrieg nicht verunmöglicht? Fürwahr ein sonderbarer Gott, dieser Christen-Gott, und er darf sicher sein, dass die Freidenker weiterhin mit ihm unzufrieden sind.

Der zweite Satz der Resolution, welche an dieser Versammlung gefasst wurde, lautete: «Jede Friedensarbeit, besonders auch im internationalen Zivildienst, wird befürwortet.» Mit diesem Satz sind wir Freidenker gerne einverstanden. Und wenn der Referent je wieder einmal die Kanzel mit dem Zivildienst vertauscht, so wollen wir uns freuen, aber über alles hinaus müssen wir feststellen, dass sogar im Toggenburg Friedens-

ist er abtrünnig und gläubig zugleich geworden, und zwar in so hohem Masse romgläubig, dass er nochmals auf eine Art von Beschneidung begierig wurde: auf die Tonsurierung.

Kurz vor Weihnachten vorigen Jahres musste er plötzlich nach Loth ins Elternhaus eilen zu seinem todkranken Vater. Es war ein kurzes, letztes Wiedersehen. Aber der «Kathole» Hermann durfte seinem Vater nicht das letzte Geleit auf den jüdischen Friedhof geben; die Trauerfeier fand ausnahmsweise vor dem Trauerhause statt. —

Und dann eilte Kalan Rothschild zur Bahn, die ihn noch bis Mitternacht nach Konnersreuth bringen sollte; denn er wollte dort die Christenmette lesen. Beim Zugwechsel in Nürnberg machte ein Herzschlag unerwartet seinem Leben ein Ende. Die Reise endete im Jenseits, fast gleichzeitig mit seinem Vater war er in Abrahams Schoss angekommen.

Die katholische Presse pflegt an bevorzugtem Platze den Tod von verstorbenen Geistlichen anzuzeigen. Bei Kaplan Rothschild war dies anders. Die gut geleitete «Neue Pfälz. Landeszeitung» z. B. brachte erst am 30. Dezember einen Bericht, ganz hinten im Blatt, und mit der Überschrift «Plötzlicher Tod eines Geistlichen». Und wie die genannte Zeitung dem verstorbenen Kaplan das übliche Kreuzzeichen in der Überschrift vorenthielt, war diese Meldung auch kein Nachruf. —

Die Beschneidung, Schmiss, Tonsur, sind die gleiche Sache nur.
Vom Papst als Kennmal angewandt,

in Deutschland nachgeahmt als Schmiss.
Zu Auserwählten macht der Riss! —

Bioktren.

Theorie und Praxis.

Wenn sich ein Mann gleich in zwei Lichtbildern grossen Formats ausstellen lässt, dann ist er schon ein selbstgefälliger Mensch. Und wenn es gar ein Geistlicher so macht, was man in Mannheim an der Ecke des Quadrats D 1, gegenüber dem neuen Rathaus, in der Tat zu bestaunen Gelegenheit hat, dann — hört sich doch alles auf! Eine Zeitlang hing derselbe Hochwürden sogar in drei Lichtbildern — ganz allein — in einem andern Kasten und an einer noch mehr verkehrsreichen Stelle, am Hauptpostgebäude!

Das «St. Konradsblatt» schrieb am 12. Juni 1927: «Armut gibt frohen Mut, Reichtum ist ein Ring durch die Nase.» Der Geistliche, der aus seinem Propagandakasten in D 1 recht frohgemut herausguckt, scheint aber mit der allgemeinen deutschen Armut noch keine Bekanntschaft gemacht zu haben. Er lebt offenbar in Reichtum, und sein gespickter Geldbeutel hat ihn zu der Torheit verleitet, dass er sein geweihtes Haupt gleich dreifach abknipsen und noch obendrein ausstellen liess. Inwiefern Reichtum ein Ring durch die Nase ist, wissen wir jetzt! Ein ortsfremder hoher Geistlicher, der neue Freiburger Erzbischof Dr. Gröber nämlich, hat uns über den Sinn dieses Symbols aufgeklärt.

Bioktren.